

GREGORY DAVID
ROBERTS

Shantaram
SHANTARAM

GOLDMANN

Autor

Gregory David Roberts wurde 1952 in Melbourne, Australien, geboren. Während seiner Studienjahre beging er mehrere bewaffnete Raubüberfälle und wurde zu einer 19-jährigen Haftstrafe in einem Hochsicherheitsgefängnis verurteilt. Nach seiner spektakulären Flucht ließ sich Gregory David Roberts in Bombay nieder. Dort gründete er unter anderem eine Castingagentur für Bollywood-Filmproduktionen und eine Rockband. Seine Kontakte zur lokalen Mafia führten schließlich zu seiner Festnahme in Frankfurt. Gregory David Roberts wurde nach Australien zurückgeschickt, wo er weitere sechs Jahre im Gefängnis verbrachte – zwei davon in Einzelhaft. In dieser Zeit begann er die Arbeit an seinem ersten Roman »Shantaram«, der mittlerweile zu einem weltweiten, sensationellen Erfolg avanciert ist. Gregory David Roberts zog sich 2014 aus dem öffentlichen Leben zurück, um seine Zeit seiner Familie und dem Schreiben zu widmen.

Buch

Als der Australier Lindsay in Bombay strandet, hat er bereits einiges hinter sich: Seine Heroinabhängigkeit hat seine Ehe zerstört, und ein bewaffneter Raubüberfall trug Lindsay eine 19-jährige Gefängnisstrafe ein. Nach zwei Jahren Haft gelingt ihm das Unmögliche: Er flieht mit einem falschen Pass nach Indien. In der chaotischen und überbevölkerten Metropole Bombay fällt ein Mensch mehr nicht weiter auf, weiß Lindsay. Dort kümmert es niemanden, ob er auf der Fahndungsliste von Interpol steht – weil die Einwohner Bombays ganz andere Probleme haben.

Dass das Überleben in seiner neuen Heimat jedoch überaus schwer ist, wenn man weder Sprachkenntnisse besitzt noch über Kontakte verfügt, muss Lindsay schnell lernen. Zu seinem Glück begegnet er dem jungen Inder Prabaker, der in den Slums von Bombay lebt und sich ihm als Reiseführer anbietet. Auf den Streifzügen der beiden Männer durch die exotische, schillernde, aber auch brutale und gnadenlose Stadt freunden sie sich die beiden an, und Lindsay lernt die Metropole aus einer vollkommen neuen Perspektive kennen: Das Elend, das Lindsay dort sieht, erschüttert ihn, und er beschließt zu helfen, wo er nur kann. Am wichtigsten ist die medizinische Versorgung der Ärmsten der Armen. Um ihr Leid zu lindern und Medikamente zu organisieren, scheut Lindsay auch nicht davor zurück, sich mit dem einflussreichen afghanischen Mafiaboss der Slums einzulassen. Dass er sich in große Gefahr begibt und dass der Preis hoch ist, den er für seine Kontakte zahlen muss, erkennt er erst, als es bereits zu spät ist ...

Gregory David
Roberts

Shantaram

Roman

Aus dem Englischen
von Almut Werner
und Sibylle Schmidt

GOLDMANN

Die australische Originalausgabe erschien 2003
unter dem Titel »Shantaram«
bei Scribe Publications Pty Ltd, Australia

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt
und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen
unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie
die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung,
Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche
Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form,
ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen
nach sich ziehen.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

E-Book-Ausgabe Mai 2010
© der Originalausgabe 2003
by Gregory David Roberts
© der deutschsprachigen Ausgabe 2008
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straß 28, D-81673 München
produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Covergestaltung: UNO Werbeagentur, München
Covermotive: getty images/Glen Allison (Stadtansicht);
corbis/Frans Lanting (Elefant)

Th · Herstellung: Str.
ISBN 978-3-641-01217-5
V009

www.goldmann-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Widmung

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

ZWEITES KAPITEL

DRITTES KAPITEL

VIERTES KAPITEL

FÜNFTES KAPITEL

SECHSTES KAPITEL

SIEBTES KAPITEL

ACHTES KAPITEL

ZWEITER TEIL

NEUNTES KAPITEL

ZEHNTES KAPITEL

ELFTES KAPITEL

ZWÖLFTES KAPITEL

DREIZEHNTES KAPITEL

VIERZEHNTE KAPITEL

FÜNFZEHNTE KAPITEL

SECHZEHNTE KAPITEL

DRITTER TEIL

SIEBZEHNTE KAPITEL

ACHTZEHNTE KAPITEL

NEUNZEHNTE KAPITEL

ZWANZIGSTES KAPITEL

EINUNDZWANZIGSTES KAPITEL

ZWEIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

DREIUNDZWANZIGSTES KAPITEL

VIERUNDZWANZIGSTES KAPITEL

FÜNFUNDZWANZIGSTES KAPITEL

VIERTER TEIL

SECHSUNDZWANZIGSTES KAPITEL
SIEBENUNDZWANZIGSTES KAPITEL
ACHTUNDZWANZIGSTES KAPITEL
NEUNUNDZWANZIGSTES KAPITEL
DREISSIGSTES KAPITEL
EINUNDDREISSIGSTES KAPITEL
ZWEIUNDDREISSIGSTES KAPITEL
DREIUNDDREISSIGSTES KAPITEL
VIERUNDDREISSIGSTES KAPITEL
FÜNFUNDDREISSIGSTES KAPITEL
SECHSUNDDREISSIGSTES KAPITEL
FÜNFTER TEIL
SIEBENUNDDREISSIGSTES KAPITEL
ACHTUNDDREISSIGSTES KAPITEL
NEUNUNDDREISSIGSTES KAPITEL
VIERZIGSTES KAPITEL
EINUNDVIERZIGSTES KAPITEL
ZWEIUNDVIERZIGSTES KAPITEL

Für meine Mutter

ERSTER TEIL



ERSTES KAPITEL



Viel Zeit und viel Welt brauchte ich, um zu lernen, was ich weiß über die Liebe, über das Schicksal und über die Entscheidungen, die wir treffen, doch das Wesentliche verstand ich in einem einzigen Augenblick, als ich an eine Wand gekettet war und gefoltert wurde. Trotz der Schreie in meinem Kopf wurde mir plötzlich bewusst, dass ich, gefesselt, blutend und hilflos, noch immer meine Freiheit besaß – die Freiheit, jene Männer, die mich quälten, zu hassen oder ihnen zu vergeben. Ich weiß, das klingt nicht großartig. Doch wenn Ketten ins Fleisch schneiden und man nichts anderes mehr hat, verheißt diese Freiheit ein ganzes Universum von Möglichkeiten. Ob man den Hass wählt oder die Vergebung, bestimmt die weitere Geschichte des eigenen Lebens.

In meinem Fall ist diese Geschichte lang und vielfältig. Ich war ein Revolutionär, der seine Ideale dem Heroin opferte, ein Philosoph, der seine Glaubwürdigkeit im Gefängnis einbüßte, ein Dichter, dem seine Seele im Hochsicherheitstrakt verloren ging. Als ich über die von zwei Wachtürmen flankierte Frontmauer aus diesem Gefängnis flüchtete, wurde ich zum meistgesuchten Mann meines Landes. Das Glück floh mit mir und begleitete mich

quer durch die Welt nach Indien, wo ich mich der Mafia von Bombay anschloss. Ich verdiente mein Geld als Waffenschieber, Schmuggler und Fälscher. Ich wurde auf drei Kontinenten in Ketten gelegt, verprügelt, mit Messern traktiert und ausgehungert. Ich zog in den Krieg und geriet unter feindliches Feuer. Und ich überlebte, während andere Männer neben mir starben. Die meisten von ihnen waren bessere Menschen als ich, Männer, deren Leben versehentlich zertreten wurde, fortgeworfen im falschen Augenblick – aus Hass, Liebe oder Gleichgültigkeit. Ich begrub diese Männer – zu viele von ihnen –, und in meiner Trauer verwob ich ihre Geschichte und ihr Leben mit meinem eigenen.

Doch meine Geschichte beginnt nicht bei ihnen und auch nicht bei der Mafia; sie beginnt mit jenem ersten Tag in Bombay. Das Schicksal brachte mich dort ins Spiel. Das Glück teilte die Karten aus, die mich zu Karla Saaranen führten. Und dieses Blatt begann ich auszuspielen, vom ersten Moment an, als ich in ihre grünen Augen blickte. So beginnt diese Geschichte also wie alles andere – mit einer Frau, einer Stadt und ein klein wenig Glück.

Was ich zuerst bemerkte, an jenem ersten Tag in Bombay, war der besondere Geruch der Luft. Ich roch sie bereits, bevor ich Indien sah oder hörte, roch sie schon in dem Korridor, der das Flugzeug wie eine Nabelschnur mit dem Gebäude verband. Berauscht von der weiten Welt und meiner Flucht aus dem Gefängnis, fand ich den Geruch aufregend und wunderbar, doch ich konnte ihn nicht deuten. Heute weiß ich, dass es der süße, saftige Duft der Hoffnung ist, des Gegenteils von Hass; und es ist der säuerliche stickige Geruch der Gier, des Gegenteils von Liebe. Es ist der Geruch von Göttern, Dämonen, Weltreichen und Kulturen in ihrer Wiederauferstehung und ihrem Verfall. Es ist der blaue Hautgeruch des Meeres, allgegenwärtig in der Inselstadt, und der blutig-metallische Geruch von Maschinen. Die Luft riecht nach der Unruhe

und dem Schlaf und dem Unrat von sechzig Millionen Tieren, von denen mehr als die Hälfte Menschen und Ratten sind. Sie riecht nach gebrochenen Herzen, dem Kampf ums Überleben und den entscheidenden Irrwegen und Lieben, aus denen unser Mut erwächst. Sie riecht nach zehntausend Restaurants, fünftausend Tempeln, Schreinen, Kirchen und Moscheen und nach hundert Basaren, in denen es nur Duftwasser, Gewürze, Räucherwerk und frische Blumen zu kaufen gibt. Karla nannte diesen Geruch einmal den übelsten Wohlgeruch der Welt, und damit hatte sie recht, so wie sie auf ihre Art immer recht hat. Und wenn ich heute nach Bombay zurückkehre, ist es dieser Geruch, vor allem anderen, der mich willkommen heißt und mir bedeutet, dass ich wieder zu Hause bin.

Dann erst bemerkte ich die Hitze. Ich stand in einer Schlange, der klimatisierten Flugzeugluft kaum fünf Minuten entwöhnt, und die Kleider klebten mir am Leib. Mein Herz hämmerte. Jeder Atemzug war ein zorniger kleiner Sieg. Bald wusste ich, dass der Dschungelschweiß nie versiegt, weil die Hitze, die Tag und Nacht die Stadt regiert, eine feuchte Hitze ist. Die erstickende Feuchtigkeit verwandelt uns alle in Bombay in Amphibien, die mit der Luft gleichzeitig auch Wasser atmen; man lernt in diesem Zustand zu leben und beginnt ihn zu mögen. Oder man verlässt Bombay.

Und dann waren da die Menschen. Assamesen, Jats und Punjabis; Menschen aus Rajasthan, Bengal und Tamil Nadu; aus Pushkar, Cochin und Konarak; Angehörige der Kriegerkaste, Brahmanen und Unberührbare; Hindus, Muslime, Christen, Buddhisten, Parsen, Jainas, Animisten; helle und dunkle Haut, grüne und goldbraune und schwarze Augen; jegliche Gesichtsform dieser verschwenderischen Vielfalt, dieser unvergleichlichen Schönheit, Indien.

All die Millionen Einwohner von Bombay, und noch ein weiterer. Die beiden besten Freunde des Schmugglers sind

das *Maultier* und das *Kamel*. Maultiere transportieren heiße Ware durch die Grenzkontrolle. Kamele sind ahnungslose Touristen, die dem Schmuggler behilflich sind, über die Grenze zu kommen. Wenn sie mit falschen Papieren reisen, heften sich Schmuggler zur Tarnung an andere Reisende – die Kamele –, die sie dann durch Flughafen- oder Grenzkontrollen schleusen, ohne es zu ahnen.

Von alldem wusste ich damals nichts. Die Schmugglerkunst erlernte ich erst viele Jahre später. Bei dieser ersten Reise nach Indien folgte ich nur meinem Instinkt und schmuggelte nur eine einzige Ware: mein *Selbst*, meine zerbrechliche und gehetzte Freiheit. Ich hatte einen gefälschten neuseeländischen Pass bei mir, mit meinem Foto anstelle des Originals. Das Passbild hatte ich selbst ausgetauscht, und die Fälschung war alles andere als makellos. Bei einer Routinekontrolle kam ich wohl damit durch, aber wenn jemand Verdacht schöpfte und bei der neuseeländischen Hochkommission nachfragte, würde die Fälschung sofort auffliegen. Auf dem Flug von Auckland nach Indien streifte ich durch die Reihen und hielt Ausschau nach geeigneten Neuseeländern. Ich stieß auf eine kleine Gruppe Studenten, die bereits zum zweiten Mal auf den Subkontinent reisten. Ich drängte sie, mir von ihren Erfahrungen zu berichten und mir Reisetipps zu geben, und schloss mich ihnen an, als wir von Bord gingen. So kam ich unbehindert durch die Flughafenkontrolle. Die Angestellten nahmen an, dass ich zu dieser fröhlichen, harmlosen Reisegruppe gehörte, und blickten nur flüchtig auf meinen Pass.

Allein drängte ich mich durch das Getümmel im Flughafen nach draußen und trat in die stechende Sonne, berauscht und beflügelt: wieder eine Wand bezwungen, eine Grenze passiert, einen Tag und eine Nacht gewonnen, um zu flüchten, um mich zu verstecken. Fast zwei Jahre waren vergangen, seit ich aus dem Gefängnis geflohen war,

aber wer einmal auf der Flucht ist, der flüchtet weiter, Tag und Nacht. Ich war nicht wirklich frei, niemals wirklich frei, doch alles Neue bedeutete mir Hoffnung und angstvolle Aufregung: ein neuer Pass, ein neues Land, neue Linien der Furcht in meinem jungen Gesicht, unter den grauen Augen. Nun stand ich da, unter der blauen Himmelsschale über Bombay, und mein Herz war so rein und hungrig nach Verheißungen wie ein Monsunmorgen in den Gärten von Malabar.

»Sir, Sir!«, rief eine Stimme hinter mir.

Eine Hand packte meinen Arm. Ich erstarrte. Spannte jeden Muskel an und verbiss mir die Angst. *Nicht rennen. Keine Panik.* Ich wandte mich um.

Vor mir stand ein kleiner Mann in einer schmutzigen braunen Uniform, meine Gitarre im Arm. Er war nicht nur klein, sondern geradezu winzig, ein Zwerg mit großem Kopf und der erstaunten Unschuld des Down-Syndroms in den Gesichtszügen. Er streckte mir die Gitarre hin.

»Ihre Musik, Sir. Sie verlieren Ihre Musik, oder?«

Es war tatsächlich meine Gitarre. Ich hatte sie offenbar an der Gepäckausgabe stehen lassen. Woher der kleine Mann wusste, dass sie mir gehörte, war mir ein Rätsel. Ich lächelte, verblüfft und erleichtert, und der Mann grinste mich mit dieser absoluten Arglosigkeit an, die wir fürchten und als beschränkt bezeichnen. Als er mir die Gitarre reichte, fiel mir auf, dass er Schwimmhäute zwischen den Fingern hatte, wie ein Stelzvogel an den Füßen. Ich zog ein paar Geldscheine aus der Tasche und hielt sie ihm hin, doch er stolperte auf seinen dicken Beinen ungelenk rückwärts.

»Nicht Geld!«, sagte er. »Wir sind hier, zu helfen, Sir. Willkommen in Indien.« Dann trottete er davon und verschwand in dem Menschendickicht auf der unbefestigten Straße.

Ich kaufte mir ein Ticket, um mit dem *Veterans' Bus Service*, der von Exsoldaten der indischen Armee betrieben

wurde, in die Stadt zu fahren. Nachdem ich gesehen hatte, wie mein Rucksack und meine Reisetasche mit unbekümmerter Achtlosigkeit zielsicher auf den Gepäckberg auf dem Dach des Busses geschleudert wurden, beschloss ich, meine Gitarre bei mir zu behalten. Ich ließ mich auf der Rückbank im hinteren Teil des Busses nieder, und zwei langhaarige Reisende setzten sich zu mir. Der Bus füllte sich rasch mit Indern und jungen Ausländern, die billig reisen wollten.

Als er fast voll war, wandte sich der Fahrer um, blickte drohend in die Runde, spuckte einen Strahl leuchtend roten Betelsafts durch die offene Tür und tat die bevorstehende Abfahrt kund.

»*Thik hain, challo!*«

Der Motor erwachte grollend zum Leben, das Getriebe knirschte und krachte, und schon rasten wir mit beängstigendem Tempo durch Menschenmengen aus Gepäckträgern und Fußgängern, die gerade noch beiseitespringen, -hüpfen oder -humpeln konnten und dabei vom Schaffner, der auf der untersten Trittstufe des Busses hockte, mit einer Tirade erlesener Schmähungen bedacht wurden.

Die Fahrt vom Flughafen in die Stadt begann auf einer modernen, von Sträuchern und Bäumen gesäumten Autobahn, die mich an die akkurate und funktionale Gegend am Flughafen meiner Heimatstadt Melbourne erinnerte. Als sich die Straße dann aber unversehens verengte, wurde dieser vertraute Effekt so plötzlich und so nachhaltig zerstört, als geschähe das mit Kalkül. Denn als aus den vielen Spuren der Autobahn eine einzige wurde, als die Bäume verschwanden und die Slums in Sicht kamen, packten die Klauen der Scham mein Herz.

Wie schwarzbraune Dünen unter flirrenden staubigen Luftschwaden erstreckten sich die Slums meilenweit. Die elenden Hütten waren dicht nebeneinander aus Lumpen, Plastikstücken und Pappfetzen, aus Schilfmatten und

Bambusstäben errichtet worden und durch schmale Wege verbunden. Bis zum Horizont war nichts zu sehen, das höher gewesen wäre als ein Mensch.

Es schien mir unfassbar, dass ein moderner Flughafen voller wohlhabender zielstrebigter Menschen nur wenige Kilometer von diesen zu Schutt und Asche zerfallenen Träumen entfernt sein konnte. Mein erster Gedanke war, dass es hier eine Katastrophe gegeben haben musste und die Slums Flüchtlingslager für die Überlebenden waren. Monate später sollte ich erfahren, dass die Menschen in den Slums in der Tat Überlebende waren; die Katastrophen, die sie aus ihren Dörfern hierher getrieben hatten, hießen Armut, Hungersnot und Blutvergießen. Und jede Woche trafen fünftausend weitere Menschen ein, Woche für Woche, Jahr um Jahr.

Als draußen kilometerlang nur Slums zu sehen waren, als aus Hunderten von Menschen Tausende und Abertausende wurden, wand sich mein Gewissen in Qualen. Ich fühlte mich von meiner eigenen Gesundheit und dem Geld in meinen Taschen geschändet. Wenn man sie überhaupt spürt, diese erste Begegnung mit dem Elend dieser Welt, empfindet man eine peinigende Schuld. Ich hatte Banken überfallen und Drogen verkauft, und ich war von Gefängniswärtern geschlagen worden, bis mir die Knochen brachen. Ich war niedergestochen worden und hatte andere niedergestochen. Ich war aus einem brutalen Gefängnis voller brutaler Männer geflüchtet, auf die harte Tour – über die Frontmauer. Und dennoch war diese erste Begegnung mit dem grenzenlosen Elend der Slums, mit diesem erbarmungslosen Kummer bis zum Horizont, wie ein Schnitt ins Herz und in die Augen. Eine Weile lief ich in Messerklingen.

Dann flammte die Glut aus Scham und Schuldgefühlen auf, wurde zu Zorn, zu rasender Wut über diese Ungerechtigkeit: *Was für eine Regierung, was für ein System, dachte ich, duldet solches Leid?*

Doch dort draußen nahmen die Slums kein Ende, wurden nur hie und da verhöhnt durch kleine florierende Geschäfte und heruntergekommene, halb überwucherte Wohnhäuser der vergleichsweise Wohlhabenden. Die Slums waren endlos, und so erlahmte mein innerer Widerstand, und ich begann mit anderen Augen zu sehen. Ich nahm nicht mehr nur die Endlosigkeit der Slums wahr, sondern die Menschen, die dort lebten. Eine Frau beugte sich vornüber, um ihre seidigen schwarzen Haare zu bürsten. Eine andere Frau wusch ihre Kinder mit Wasser aus einer Kupferschale. Ein Mann trieb drei Ziegen voran, an deren Halsbändern rote Schleifen befestigt waren. Ein anderer Mann rasierte sich vor einer Spiegelscherbe. Überall spielten Kinder. Männer schleppten Wassereimer. Männer besserten eine Hütte aus. Und wo mein Blick auch hinfiel, sah ich Menschen lächeln und lachen.

Der Bus musste in einem Stau anhalten, und vor meinem Fenster trat ein Mann aus einer der Hütten. Er war Ausländer, so bleich wie alle Fremden im Bus, und hatte nur ein Tuch mit Hibiskusblütenmuster um die Hüfte geschlungen. Er reckte sich, gähnte und kratzte sich gedankenverloren am Bauch. Auf eine einfältige Art wirkte er froh und zufrieden, und ich beneidete ihn um seine Gelassenheit und das Lächeln, mit dem ihn die Vorübergehenden begrüßten.

Als der Bus sich ruckartig wieder in Bewegung setzte, verlor ich den Mann aus den Augen. Doch sein Anblick hatte meine Einstellung zu den Slums von Grund auf verändert. Er gehörte dieser Welt ebenso wenig an wie ich, und unwillkürlich sah ich mich nun an seiner Stelle. Was unfassbar fremd für mich gewesen war, erschien mir plötzlich möglich, vorstellbar und zuletzt faszinierend.

Nun achtete ich noch mehr auf die einzelnen Menschen, und ich sah, wie *geschäftig* sie waren – wie sehr ihr Fleiß und ihre Energie ihr Leben bestimmten. Hie und da konnte ich in eine der Hütten blicken und sah dort die erstaunliche

Sauberkeit der Armut: frisch gekehrte Böden, ordentlich gestapelte, schimmernde Kochtöpfe. Und dann, ganz zuletzt, fiel mir auf, was ich gleich zu Anfang hätte bemerken müssen: die Schönheit dieser Menschen. In Purpur, Blau und Gold gehüllte Frauen; Frauen, die mit ruhiger, erhabener Anmut durch diese ärmliche Umgebung schritten; die Würde der Männer mit ihren blendend weißen Zähnen und mandelförmigen Augen; die herzliche Ausgelassenheit und die liebevolle Kameradschaft der feingliedrigen Kinder: Ältere spielten mit jüngeren, und viele trugen ein Geschwisterkind auf der Hüfte umher. Nach einer halben Stunde Busfahrt lächelte ich zum ersten Mal.

»Ist echt nicht schön«, sagte der junge Mann neben mir, als er durchs Fenster schaute. Das aufgestickte Ahornblatt an seiner Jacke wies ihn als Kanadier aus: groß und breitschultrig, helle Augen, schulterlange braune Haare. Sein Begleiter wirkte wie eine kleinere kompaktere Ausgabe seines Freundes – die beiden trugen sogar dieselben künstlich verwaschenen Jeans, dieselben Sandalen und weichen Baumwolljacken.

»Wie war das?«

»Zum ersten Mal hier?«, fragte er. Ich nickte. »Dachte ich mir. Keine Sorge, ab jetzt wird's etwas besser. Nicht ganz so viele Slums und so. Aber toll ist es nirgendwo in Bombay. Die fertigste Stadt der Welt, sag ich dir.«

»Stimmt«, pflichtete ihm der andere bei.

»Wo wir gleich hinkommen, gibt's ein paar hübsche Tempel und ein paar große britische Gebäude, die okay sind – mit Steinlöwen und Messinglaternen und so. Aber das ist nicht Indien. Das richtige Indien ist am Himalaya, in Manali oder in der heiligen Stadt Varanasi oder an der Küste, in Kerala. Du musst raus aus der Stadt, wenn du das echte Indien erleben willst.«

»Und wohin seid ihr unterwegs?«

»Wir wollen zu einem Ashram«, erklärte der Kleinere.
»Der von den Rajneesh-Leuten, in Poona. Das ist der beste Ashram im ganzen Land.«

Zwei Paar blassblauer Augen starrten mich mit dem anklagenden Zweifel all jener an, die überzeugt davon sind, den einzigen Weg zur Wahrheit gefunden zu haben.

»Checkst du ein?«

»Wie?«

»Checkst du in Bombay in ein Hotel ein, oder bist du nur auf der Durchreise?«

»Ich weiß noch nicht«, antwortete ich und sah wieder zum Fenster hinaus. Das stimmte; ich wusste nicht, ob ich eine Weile in Bombay bleiben oder weiterfahren wollte ... irgendwohin. Ich wusste es nicht, und es war mir nicht wichtig. In diesem Augenblick war ich, was Karla einmal das gefährlichste und faszinierendste Tier der Welt nannte: ein mutiger harter Mann ohne Ziel. »Ich hab noch keine Pläne. Aber ich werd vielleicht eine Weile bleiben.«

»Also, wir übernachten und fahren morgen mit dem Zug weiter. Wenn du willst, können wir uns zusammen ein Zimmer nehmen. Für drei ist es billiger.«

Ich blickte in diese arglosen blauen Augen. *Wäre vielleicht nicht dumm, mit denen ein Zimmer zu teilen*, dachte ich. Ihre legalen Papiere und ihr freundliches Lächeln würden von meinem gefälschten Pass ablenken. Vielleicht war das sicherer.

»Und es ist auch sicherer«, fügte er hinzu.

»Stimmt«, pflichtete sein Freund ihm bei.

»Sicherer?«, fragte ich mit einer Lässigkeit, die ich nicht empfand.

Der Bus fuhr jetzt langsam zwischen drei- und vierstöckigen Häusern hindurch. Auf wundersame Art wälzte sich der Verkehr reibungslos durch die Straßen – ein wilder Tanz von Bussen, Lastwagen, Fahrrädern, Autos, Ochsenkarren, Motorrollern und Fußgängern. Durch die offenen Fenster unseres klapprigen Busses drangen in

einer hitzigen, aber nicht unangenehmen Mischung die Gerüche von Gewürzen, Duftwassern, Dieselausgasen und Ochsenmist herein, und über die Klänge fremder Musik erhob sich Stimmengewirr. Überall sah man gigantische Werbeplakate für indische Filme, und die künstlichen Farben der Bilder zogen hinter dem sonnenbraunen Gesicht des großen Kanadiers vorbei.

»Ja, klar, viel sicherer. Das hier ist Gotham City, Mann. So schnell, wie die Straßenkinder dir das Geld aus der Tasche ziehen, kannst du gar nicht gucken.«

»Eben typisch *Großstadt*, Mann«, ergänzte der Kleinere. »Große Städte sind doch immer alle gleich – New York, Rio oder Paris –, überall ist es dreckig, und überall sind die Leute verrückt. Typisch *Großstadt*, verstehst du? Der Rest von Indien wird dir bestimmt gefallen. Ein tolles Land, aber die Städte sind echt am Arsch, kann ich nur sagen.«

»Und die verfluchten Hotels gleich mit«, ergänzte der andere. »Die nehmen dich aus, nur weil du in deinem Hotelzimmer hockst und ein bisschen Gras rauchst. Die stecken mit den Bullen unter einer Decke, die dich dann verhaften und dir deine ganze Kohle wegnehmen. Am sichersten ist es, wenn man zu mehreren ist und zusammenbleibt, das kannst du mir glauben.«

»Und wenn man so schnell wie möglich aus den Städten abhaut«, sagte der Kleinere. »Verfluchte Scheiße, hast du das gesehen?«

Der Bus war auf dem breiten Boulevard in eine Kurve gebogen, in der große Felsblöcke wie zufällig am türkisblauen Meer verstreut lagen. Auf diesen Felsen hockte eine kleine Kolonie schwarzer halb verfallener Slumhütten wie das Wrack eines düsteren Schiffs aus uralter Zeit. Die Hütten brannten.

»*Verfluchte* Scheiße! Schau dir das an! Der Typ *brutzelt*, Mann!«, schrie der große Kanadier und deutete auf einen Mann, der mit brennenden Kleidern und Haaren zum Meer rannte. Er stolperte und stürzte zwischen den großen

Felsblöcken zu Boden. Eine Frau und ein Kind holten ihn ein und erstickten die Flammen mit ihren Kleidern und Händen. Andere versuchten, das Feuer in ihren eigenen Hütten zu löschen oder standen einfach nur da und sahen zu, wie ihre dürftigen Behausungen in Flammen aufgingen. »Habt ihr das gesehen? Der Typ ist hinüber, das sag ich euch.«

»Glaub ich auch!«, keuchte der andere erschrocken.

Unser Bus hatte das Tempo verlangsamt, wie die anderen Fahrzeuge auch, beschleunigte jetzt jedoch wieder. Niemand hielt an. Ich drehte mich um und schaute durchs Rückfenster, bis die verbrannten Hütten zu kleinen Punkten wurden und der braune Qualm des Brands nur noch ein Hauch von Verderben war.

Am Ende des langen Küstenboulevards bog der Bus linker Hand in eine breite Straße mit modernen Gebäuden ein. Ich sah exklusive, von Gärten umgebene Restaurants neben eleganten Hotels, vor denen livrierte Pagen unter bunten Markisen warteten. Die Sonne glitzerte in den Glas- und Messingfassaden von Fluggesellschaften und anderen Unternehmen. Straßenstände schützten sich mit bunten Schirmen vor der Morgensonne. Die männlichen Inder, die hier unterwegs waren, trugen feste Lederschuhe und westliche Anzüge, die Frauen teure Seidenkostüme. Sie alle wirkten effektiv und nüchtern und strebten mit ernster Miene den hohen Bürogebäuden zu.

Überall stieß ich auf den Gegensatz zwischen dem Vertrauten und dem Außergewöhnlichen. An einer Ampel stand ein Ochsenkarren neben einem modernen Sportwagen. Hinter einer Satellitenschüssel ging ein Mann in die Hocke, um sein Geschäft zu verrichten. Mit einem elektrischen Gabelstapler wurden Waren von einem altertümlichen Karren mit Holzrädern heruntergehoben. Es kam mir vor, als sei eine schwerfällige, unermüdliche, ferne Vergangenheit durch die Grenzen der Zeit in ihre eigene Zukunft eingebrochen. Das gefiel mir.

»Wir sind gleich da«, verkündete der große Kanadier. »Ein paar Straßen weiter ist das Zentrum. Allerdings nicht wirklich die City, eher die Touristenmeile, wo es billige Hotels gibt. Der letzte Halt. Colaba heißt das Viertel.«

Die beiden jungen Männer zogen ihre Pässe und Reiseschecks aus ihren Taschen und verstaute sie vorne in ihrer Hose. Der Kleinere nahm sogar seine Uhr ab und ließ sie mitsamt Geld, Pass und anderen Wertsachen in seiner Unterhose verschwinden. Als er merkte, dass ich ihn beobachtete, grinste er und sagte: »Hey, man kann nicht vorsichtig genug sein, Mann.«

Ich stand auf und schob mich zum Ausgang. Als der Bus anhielt, stand ich ganz vorne an der Tür, aber eine Menschenmenge hinderte mich am Aussteigen. Die Männer, die sich vor dem Bus drängten, waren Schlepper, die für Hotelbesitzer, Drogenhändler und andere Geschäftsleute im Einsatz waren. Sie schrien uns in gebrochenem Englisch Angebote für günstige Hotelzimmer und billige Waren zu. Ganz vorne befand sich ein kleiner Mann mit einem großen, beinahe kugelrunden Kopf. Er trug ein Jeanshemd und eine blaue Baumwollhose. Ihm gelang es, die anderen zum Schweigen zu bringen. Dann sprach er mich an, mit dem breitesten und strahlendsten Lächeln, das ich jemals gesehen hatte.

»Guter schöner Morgen, Sirs!«, begrüßte er uns. »Willkommen in Bombay! Wollen Sie billig und prima Hotel, nicht wahr?«

Er starrte mir direkt in die Augen, ohne dass sein Lächeln sich veränderte. Etwas in diesem Lächeln – eine Art schelmische Lebensfreude, ehrlicher und begeisterter als Zufriedenheit – berührte mich zutiefst. Es war das Werk einer Sekunde, dieser Blickkontakt. Und in dieser Sekunde kam ich zu dem Schluss, dass ich ihm vertraute – diesem kleinen Mann mit dem großen Lächeln. Ich konnte es damals noch nicht wissen, aber das war eine der besten Entscheidungen meines Lebens.

Einige Leute schlugen nach den Männern, als sie aus dem Bus stiegen. Die jungen Kanadier drängten sich unbehelligt durch die Menge und lächelten die aufdringlichen Schlepper ebenso freundlich an wie die gereizten Touristen. Als ich sah, wie ruhig und gelassen die beiden sich durch diese Menschenmenge bewegten, fiel mir zum ersten Mal auf, wie gesund und kraftvoll und attraktiv sie wirkten. Und ich beschloss, auf ihr Angebot einzugehen und mit ihnen ein Zimmer zu nehmen. Ihre Nähe würde das Verbrechen meiner Flucht, das Verbrechen meiner Existenz unsichtbar machen.

Der kleine Mann zog mich am Ärmel hinter den Bus. Unterdessen kletterte der Schaffner flink wie ein Affe aufs Dach und warf mir meinen Rucksack und meine Reisetasche in die Arme. Andere Taschen landeten mit beunruhigendem Krachen und Klatschen unsanft auf dem Boden. Während andere Fahrgäste angerannt kamen, um der Misshandlung ihres Gepäcks Einhalt zu gebieten, zog mich der kleine Mann zu einer ruhigeren Stelle ein paar Meter vom Bus entfernt.

»Heiße ich Prabaker«, stellte er sich in melodischem Englisch vor. »Wie ist er Ihr guter Name?«

»Lindsay«, sagte ich; der Name aus meinem falschen Ausweis.

»Bin ich Bombay Führer. Sehr erstklassig Bombay Führer bin ich. Alles das Bombay kenne ich sehr, sehr gut. Wollen Sie alles sehen? Weiß ich, wo Sie finden das Beste von alles. Kann ich sogar *mehr* zeigen als alles.«

Die beiden Kanadier stießen zu uns, im Gefolge eine Schar hartnäckiger Führer und Schlepper. Prabaker schrie seine Kollegen an, die daraufhin ein paar Schritte Abstand nahmen und begehrtlich unser Gepäck beäugten.

»Was ich jetzt gerne sofort sehen würde«, sagte ich, »ist ein billiges und sauberes Hotelzimmer.«

»Oh, ist es das kein Problem, Sir!«, strahlte Prabaker. »Kann ich Sie bringen zu billiges Hotel und *sehr* billiges

Hotel und zu ein *zu viel* billiges Hotel und sogar zu so billiges Hotel, wo nur wohnt, wenn man ist ganz verrückt im Kopf.«

»Okay, gehen wir, Prabaker. Schauen wir uns das mal an.«

»Hey, Augenblick mal«, warf der große Kanadier ein. »Willst du diesem Typen Geld geben? Ich weiß selber, wo die Hotels sind. Sorry, Kumpel – ich meine, du bist bestimmt ein guter Führer und so –, aber wir brauchen dich nicht.«

Ich sah Prabaker an. In seinen großen braunen Augen lag ein Lachen, als er mich eingehend betrachtete. Niemals habe ich einen Mann gekannt, der weniger Feindseligkeit in sich trug als Prabaker Kharre. Er war außerstande, jemandem etwas zuleide zu tun, und das spürte ich schon damals, in diesen ersten Minuten mit ihm.

»*Brauche* ich Sie, Prabaker?«, fragte ich mit gespielter Ernst.

»Oh ja!«, rief er aus. »Brauchen Sie mich so sehr, dass ich muss beinahe *weinen* für Sie! Weiß das nur Gott, was passieren für ganz schreckliche Sachen, wenn Sie nicht geführt sind von mein gute Selbst in Bombay!«

»Ich bezahle ihn«, sagte ich zu den Kanadiern. Die zuckten die Achseln und griffen nach ihrem Gepäck. »Okay. Gehen wir, Prabaker.«

Ich hob meinen Rucksack hoch, aber Prabaker packte ihn hastig.

»Trage ich Ihr Gepäck«, verkündete er höflich.

»Nein danke, es geht schon.«

Anstatt des strahlenden Lächelns bekam ich nun eine bestürzte und bittende Miene zu sehen.

»Bitte, Sir. Ist es das meine Arbeit. Ist meine Pflicht. Habe ich viel starke Rücken. Kein Problem. Schauen Sie.«

Ich fand die Vorstellung unerträglich.

»Nein, wirklich ...«

Didier trank zu jeder Tages- und Nachtzeit jede Art von Alkohol, kleidete sich wie ein Dandy, während andere Dandys längst vor der Hitze kapituliert hatten, rauchte perfekt gedrehte Joints aus einem edlen Etui, konnte in den meisten Verbrechen als Profi und in einigen als Meister bezeichnet werden und war offen schwul in einer Stadt, in der das noch immer ein Widerspruch in sich war.

Ich kannte ihn seit fünf Jahren, hatte Seite an Seite mit ihm gegen Feinde von innen und außen gekämpft. Er war mutig: ein Mann, der gegen jede Waffe antritt und niemals kneift, so übel die Lage auch sein mag.

Didier war auch authentisch. Er hatte den Punkt erreicht, an dem es uns gelingt, wir selbst zu sein, weil wir frei wählen können, wer wir sein wollen. Ich hatte verlorene Lieben ebenso mit ihm durchgemacht wie verstörendes Verlangen und unser beider erschütternde Erkenntnisse. Und ich hatte genügend dieser langen, einsamen Wolfsnächte mit ihm durchlebt, um ihn zu lieben.

»Dieser Blick«, insistierte ich. »Dieser Blick, der ausdrückt, dass du was weißt, was die anderen auch wissen sollten. Der Blick, der ausdrückt: ›Ich hab's dir doch gesagt‹, obwohl du gar nichts gesagt hast. Also sag's mir, statt ›Ich hab's dir doch gesagt‹ zu sagen.«

Didiers grantige Miene verzog sich zu einem Grinsen, das zu einem herzhaften Lachen wurde.

»Es ist mehr ein ›Hätte ich das gewusst‹«, sagte er. »Dieser junge Mann gefällt mir ausnehmend gut. Besser, als ich erwartet hätte. Und besser, als gut ist, denn diesem Naveen Adair eilt ein gewisser Ruf voraus.«

»Wenn *wir* beide für unseren Ruf irgendwo Stimmen kriegen könnten, wären wir Präsidenten großer Staaten.«

»Stimmt. Aber mit dem Ruf dieses Jungen geht eine Warnung einher. Dem Weisen genügt ein Wort, sagt man das nicht so?«

»Genau. Ich hab mich aber immer schon gefragt, weshalb der Weise überhaupt ein Wort braucht.«

»Es heißt, dass dieser Naveen sehr gut mit seinen Fäusten umgehen kann. An seiner Universität war er Boxmeister, und er hätte wohl der beste Boxer von ganz Indien werden können. Seine Fäuste sind tödliche Waffen. Und ich habe gehört, dass er gerne provoziert und sie dann sehr schnell – und wohl des Öfteren auch *zu* schnell – zum Einsatz bringt.«

»Du bist auch nicht grade eine Niete im Provozieren, Didier. Und ich gerate auch recht schnell in Rage.«

»Vor diesem jungen Mann sind schon viele Männer in die Knie gegangen. Es ist nicht gut für einen jungen Menschen, so viel Unterwerfung zu erleben. Hinter diesem charmanten, jugendhaften Lächeln ist jede Menge Blut.«

»Hinter *deinem* charmanten Lächeln ist auch jede Menge Blut, mein Freund.«

»Danke.« Didier nahm das Kompliment mit einem Nicken entgegen, das seine ergrauenden Locken erzittern ließ. »Will nur sagen: Nach dem, was mir zu Ohren gekommen ist, würde ich es vorziehen, auf diesen jungen Burschen zu schießen, anstatt im Faustkampf gegen ihn anzutreten.«

»Dann kannst du ja von Glück sagen, dass du bewaffnet bist.«

»Ich meine es zur Abwechslung mal *ernst*, Lin. Und du weißt wohl, wie wenig Freude ich an Ernsthaftigkeit habe.«

»Ich merke es mir. Versprochen. Muss jetzt los.«

»Du lässt mich hier sitzen und *alleine* weitertrinken, um zu *ihr* nach Hause zu gehen?«, spöttelte Didier. »Und du glaubst, sie wartet da auf dich, nachdem du fast drei Wochen in Goa warst? Meinst du nicht, sie hat sich inzwischen anderweitig umgetan?«

»Ich liebe dich auch, Bruder«, erwiderte ich und drückte ihm die Hand.

Ich trat hinaus ins Gewühl und drehte mich noch einmal nach Didier um. Er winkte mir zum Abschied mit dem Bündel Liebesbriefe.

Das bremste mich. Viel zu oft hatte ich das Gefühl, Didier zurückzulassen. Was idiotisch war, und das wusste ich auch, denn Didier konnte man mit Fug und Recht als den autarksten Verbrecher der Stadt betrachten. Er war einer der letzten unabhängigen Gangster, einer, der den Mafia-Klans, den Bullen und den Straßengangs, die seine illegale Welt beherrschten, nichts schuldig war – nicht einmal Angst.

Aber von manchen Menschen, geliebten Menschen, fällt der Abschied immer schwer. Sie zurückzulassen fühlt sich an, als verlasse man sein Geburtsland.

Didier, mein alter Freund, Naveen, mein neuer Freund, und Bombay, meine Inselstadt, so lange sie mich duldeten – auf unterschiedliche Art waren wir alle gefährlich.

Der Mann, als der ich Jahre zuvor in Bombay eintraf, war damals ein Fremder in einem ihm fremden Dschungel. Der Mann, zu dem ich geworden war, blickte jetzt aus der Deckung seiner Dschungelstraße auf die neuen Fremden. Ich war zuhause hier, ich kannte mich aus. Und ich war wohl härter als damals, denn etwas in mir war verlorengegangen: etwas, das sich eigentlich dicht bei meinem Herzen befinden sollte.

Ich war aus dem Gefängnis entkommen, Didier war der Verfolgung entkommen, Naveen war der Straße entkommen, und die Stadt im Süden war dem Meer entkommen und Stein für Stein von fleißigen Männern und Frauen in eine Insel verwandelt worden.

Ich winkte zurück, und Didier lächelte und berührte seine Stirn mit dem Bündel Briefe. Auch ich lächelte, und dann war alles gut; ich konnte weggehen.

Jedes Lächeln wäre ohne Zauber, jeder Abschied wäre bedeutungslos, jede gütige Geste wäre vergeblich, wenn wir nicht die Schönheit unserer Wahrheiten in uns trügen. Und das ist es, was uns Menschen ausmacht: dass wir im besten Falle verknüpft sind durch eine Wahrhaftigkeit der Liebe, die nur unserer Spezies eigen ist.

Lesen Sie weiter in

Gregory David Roberts

IM SCHATTEN DES BERGES

ISBN 978-3-442-31362-4 (HC)

ISBN 978-3-641-18856-6 (E-Book)

ISBN 978-3-8445-2315-7 (Hörbuch)